Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Fr. v. Holtzendorff.**

II. Serie.
(Heft 25—48 umfassend.)

Heft 42.

Berlin, 1867.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charisius.

Johann Joachim Winckelmann,

sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung.

Von

K. Bernhard Stark.

Berlin, 1867.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charisius.

Johann Joachim Winckelmann, geboren am 9. December 1717 zu Stendal in der preußischen Altmark, ermordet am 8. Juni 1768 zu Triest, gehört nicht zu jenen glücklichen Naturen, die, unter günstigen freien Verhältnissen geboren, frühzeitig die Bedeutung einer großen, in ihnen sich entfaltenden Geisteskraft ahnen lassen, die, mit Theilnahme begrüßt und auch mit Heftigkeit bestritten, von Stufe zu Stufe schreiten allseitig neue Nahrung in sich aufnehmen, um sie sofort umzusetzen und zu verwerthen in immer reiferen Schöpfungen, die endlich in einem langen Leben die Frucht ihres Wirkens selbst schauen und gleichsam persönlich verwachsen mit all den Wirkungen, die von ihnen ausgehen, auf lange Zeit ganze Gebiete des geistigen Lebens der Völker beherrschen.

Nein, Winckelmann ringt sich aus Armuth und Dürftigkeit, aus seiner Natur ganz entgegengesetzten Verhältnissen langsam empor, von unauslöschlichem Durste erfüllt nach einer Welt der Schönheit und Hoheit, die ihm Niemand zu eröffnen, noch weniger zu deuten verstand, seiner Umgebung dadurch lästig und unbequem, lange an eine einförmige, äußerliche Arbeit in den aufgespeicherten Schätzen einer zum guten Theil todten Gelehrsamkeit gekettet, tritt er erst in seinem 38. Lebensjahre mit einem literarischen Versuche hervor auf einem Gebiete, das

er so gut wie neu schaffen sollte, bricht zugleich die Brücke zu einer sicheren Versorgung auf dem endlich gebahnten Wege ab, zerreißt das Band, das ihn an seine Heimath, selbst an das Glaubensbekenntniß seiner Jugend knüpfte, um ganz dem in ihm nun gereiften Berufe als ein Prophet der in der antiken Kunst offenbarten Schönheit zu leben, und eilt so nach Italien, die Quellen dieser antiken Schönheit aufzusuchen. Auf dem Boden Italiens angelangt, wo Tausende von der Mannigfaltigkeit der Eindrücke zerstreut, von dem dolce far niente umstrickt, lange oder fürerst wenigstens schöpferischer Thätigkeit entsagen, da sehen wir ihn in rastloser Arbeit, in wunderbarer Schnelle die Masse des Neuen bewältigen, das kaum Gesehene sofort bearbeiten, da strömen ihm die beredten Worte von den Lippen und in die Feder, da wirkt er in einem großen geselligen Kreise, in einem staunenswerthen Briefwechsel und immer neuen und umfangreicheren Werken in deutscher, italienischer und französischer Sprache. Der Zauberbann, welcher bisher für die moderne Gesellschaft auf der antiken Kunst gelegen, ist gelöst, das Bild einfacher, ruhiger Schönheit erhebt sich nun aus den Umstrickungen des im gesuchten Effekt, im prickelnden Reize unersättlichen Rococo, die Ziele, welche der Kunst im Bereiche der Geschichte der Menschheit gesteckt sind, werden klar ausgesprochen. Doch kaum sind dreizehn Jahre vergangen seit jenem ersten Auftreten des unbekannten armen gräflichen Bibliothekars in Dresden, da ereilt ihn, den hochangesehenen, von den ersten Fürsten Europas im Wetteifer umworbenen, von den wissenschaftlichen Kreisen der gebildeten Nationen freudig begrüßten Mann ein tragisches Geschick an der Grenze seines alten und neuen Vaterlandes im zweiundfunfzigsten Lebensjahre. Wie ein Meteor ist er, seinen Zeitgenossen, insbesondere den Freunden seiner Jugend eine räthselhafte Erscheinung, dahingegangen.

Seine Kunstgeschichte des Alterthums blieb aber stehen wie ein Markstein am Eingang in unsere deutsche glänzende Literaturepoche, ein Meisterwerk des Stiles, wie eine Grundlage zugleich für die Wissenschaft des Schönen bei allen modernen Nationen, die wetteiferten, sie zu übersetzen und die noch heute immer wieder auf sie zurückgehen; die unendliche Fülle seiner sonstigen Arbeiten ist allmälig erst gesammelt und bis heutigen Tages ein noch nicht ausgeschöpfter Schatz der Belehrung.

Goethe war es, der zuerst im Jahre 1805, unterstützt von dem Kreise weimarischer Kunstfreunde, „Winckelmann und sein Jahrhundert", so nannte er es, der deutschen Nation näher zu bringen unternahm, der den intimsten und unmittelbarsten Briefwechsel aus Winckelmann's entscheidender Lebensperiode veröffentlichte und dadurch in sein inneres Leben einen ungeahnten Blick erschloß; seine aphoristischen Bemerkungen lassen uns erkennen, welche Wahlverwandtschaft diese Geister zusammenband, die auch merkwürdigerweise in verschiedenen Jahrzehnten unter dem künstlerischen Einflusse desselben Mannes gestanden. Wohl ist Goethe's Wunsch nach einer Gesammtausgabe von Winckelmann's Werken annähernd in Erfüllung gegangen, aber sie sind nur in gelehrte Hände gekommen, noch harrt ihrer, wenigstens der Geschichte der Kunst und einer Auswahl der Aufsätze und Briefe, die gebührende Stelle unter den deutschen Klassikern. Wohl hat Goethe's Aufforderung, „das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern", in schöner Weise für Winckelmann sich erfüllt in jener Feier des Winckelmanntages auf dem Capitol in Rom, wie in Berlin und den archäologischen Kreisen mancher deutschen Stadt. Wohl ist seine Büste in dem Pantheon zu Rom seit 1772 aufgestellt und seine

Erzstatue steht, von Verehrern und vom preußischen Staat errichtet, seit ein Paar Jahren, freilich abgelegen genug, in seiner Geburtsstadt. Und es erfüllt sich endlich in diesen Monaten Goethe's einstiger, eigener Gedanke, eine würdige Biographie Winckelmann's zu verfassen, in dem trefflichen ersten Bande des Werkes von Dr. Justi. Möge dasselbe neben dem einen Gesichtspunkte, den Goethe sich dabei gesteckt, dem der Mannigfaltigkeit im weiteren Verlaufe den zweiten, den der Einheit der Persönlichkeit nicht vermissen lassen! Aber daß Winckelmann's Geist lebendig der deutschen Nation bleibe, ja lebendiger werde, daß das von ihm angefangene Werk, welches nicht blos, noch zunächst ein Werk der Gelehrsamkeit, sondern eine That der nachhaltigsten Begeisterung, eine Erziehung zur Idee der Schönheit, als einer Seite des Göttlichen in der Welt, geübt an den Meisterwerken einer wahrhaft lebendigen Kunst, fortgeführt werde, das bleibt die Aufgabe aller Künstler, Kunstgelehrten und Kunstfreunde, das bleibt die Aufgabe vor Allen auch Derer, welchen die Erziehung der Gebildeten der Nation anvertraut ist. Möge es von diesem Gesichtspunkte auch mir verstattet sein, von Winckelmann, seinem Bildungsgange und seiner bleibenden Bedeutung zu reden! Möchte es mir gelingen, die individuellen Züge dieses merkwürdigen Mannes recht scharf zu zeichnen auf dem Hintergrunde dieser wunderbar gährenden Durchbruchszeit des modernen Geistes. Bei allem Schatten, den wir nicht verdecken wollen, werden die Lichtseiten dieser Natur leuchtende Sterne uns bleiben auf dem Wege der ästhetischen Bildung der Menschheit.

Winckelmann war das einzige Kind seiner Eltern, eines armen Schuhflickers, Martin Winckelmann, eines gebornen Schlesiers, und einer Stendaler Bürgerin, Anne Marie, geb.

Meyer. Das einzige, Werk- und Schlafstätte umschließende Zimmer eines zweifenstrigen strohgedeckten Häuschens in der Lehmgasse von Stendal war der Schauplatz seiner ersten Kindheit. Der Vater wünschte den Knaben bei dem Schusterleisten zu behalten und gab endlich schwer dem Drängen des überfleißigen, zehnjährigen Knaben nach, ihn aus den unteren in die lateinischen Klassen der Stadtschule fortrücken zu lassen. Daß er ein Diener der Kirche werde, war dabei der einzige, höchste, aber auch erreichbar scheinende Wunsch seiner Eltern. „Nichts als Noth und Jammer", schreibt er später, „haben bei meinem Vater gewohnt"; er hat als Sohn aber die treueste Pietät gegen seine Eltern geübt, schon als Knabe durch das von ihm Erworbene sie unterstützt. Voll erregtesten Gefühles schreibt er im Jahre 1742 an seinen Gönner, den General-Superintendenten Nolte in Stendal, daß er auf seine Bitten sich der Eltern, die damals in ein Hospital aufgenommen wurden, angenommen, daß er sie selbst habe vor sich erscheinen lassen. Von seinem Gehalt von 250 Thalern hat er Jahre lang seine Eltern unterstützt, im Jahre 1748, wo er den Vater zuletzt sah, seine mühsam gesammelten Bücher verkauft, um seinem „lieben Alten" wöchentlich etwas Gewisses zu verabreichen und ihn ehrbar zu bestatten, wenn er sterben sollte. Die Mutter starb 1747, der Vater drei Jahre später und wurde auf seine Kosten beerdigt.

Die Stadt, in welcher Winckelmann seine Kindheit verbrachte, gehört noch heute zu den alterthümlichsten Norddeutschlands, aber hat auch heute noch die traurigen Spuren fast gänzlicher Verödung und Verarmung des einst so blühenden Bürgerthums nicht verwischt, die über dieselbe seit dem dreißigjährigen Kriege gekommen waren und welche in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts einen schweren Druck auf ihre

Einwohner übten. Stattliche Backsteinbauten hoher Kirchen, Giebelhäuser, gewaltiger Stadtmauern und Thore neben dem armseligen Fachwerkbau der neueren Häuser waren wohl geeignet, Sinn für Geschichtliches und Monumentales, aber gewiß nicht für die Antike in ihrer heiteren Schönheit, Einfachheit und Klarheit zu erwecken; sie waren aber ein lebendiges Zeugniß für die Tüchtigkeit, den ehrenfesten Bürgersinn, die Zähigkeit dieses altmärkischen Volksstammes, der einst in Sumpf und Sand zum guten Theil seine Städte als Bollwerke dem Slaventhume gegenüber gebaut. Der streng lutherische Cultus, die Ausbildung des Gesanges in dem Institute der Currende und des Chores, in die Winckelmann wie einst Luther eintrat, deren Regens er später wurde, die angesehene Stellung der Geistlichen, die Abgeschlossenheit derselben, wie ihre einseitige Beherrschung der Schule, haben in dem Knaben frühzeitig Sinn und Freude an dem herrlichen Liederschatz der lutherischen Kirche erweckt, die sich unverändert bis in sein späteres Leben erhält — läßt er sich doch als Convertit in Rom ein hannöverisches Gesangbuch kommen und beklagt das Fehlen seines Lieblingsliedes: Ich singe Dir mit Herz und Mund — aber sie haben auch in dem nach Freiheit, Achtung der Persönlichkeit Strebenden einen bleibenden Widerwillen gegen allen geistlichen Hochmuth, gegen die kleinliche Art des Vorranges, der damals durchgängig von Geistlichen beansprucht wurde, gegen äußere strenge Kirchenzucht erweckt.

Die lateinische Schule konnte ihm nicht viel bieten, stand an ihrer Spitze doch ein fast blinder Rektor Tappert, aber diese Blindheit gab dem rastlos eifrigen Schüler eine ungewöhnliche Gelegenheit zur eigenen, selbstthätigen Erwerbung von Kenntnissen. Er ward der Amanuensis des Rektors, der ihn führte, ihm vorlas, in seiner Bibliothek Ordnung schaffte.

Hier zuerst fielen ihm in dem Werke: „Adlicher Ritterplatz" Abbildungen von alten Bauwerken und Merkwürdigkeiten in die Hände. Schon früh erfüllten Reisepläne, Gedanken von eigenem Forschen und Suchen den Geist des jungen Schülers; in der Nähe bot sich wenigstens der Reiz, Gräber altgermanischer oder slavischer Vorzeit zu öffnen.

Dieser Reisedrang war es wohl auch mit, aber zugleich eine früh und ohne alle Anregung durch Andere gewonnene Erkenntniß, die für die Tiefe und Energie seines Strebens zeugt, von dem Werthe und der Bedeutung des Griechischen, welche ihn als einen fahrenden Schüler im Jahre 1733 von Stendal nach Berlin trieb und dort in das Kölnische Gymnasium eintreten ließ, wo Conrektor Damm seit 1731 als ein begeisterter Vertreter des Griechischen, als ein seltener Verehrer Homer's lehrte. Die griechischen Studien lagen damals in Deutschland, wenigstens in den Schulen, vollständig darnieder, ihr kurzer Aufschwung in der Zeit eines Melanchthon, Erasmus, Camerarius war längst verklungen. Latein bildete das A und O der höhern Schule, Lateinsprechen, Lateinschreiben, Lektüre und Einprägung der lateinischen Dichter und des Cicero. Griechisch ward wesentlich nur für das neue Testament gelernt und nur in den obersten Klassen getrieben. Griechische Bücher waren in Deutschland selten und vieles kaum für Geld zu haben. Auch die Reform der Schule, die von Franke und den Hallensern ausging und ihre Wirkungen auch bereits bis in die Stadtschulen der Mark erstreckte, hatte das Griechische eher noch mehr zurückgedrängt, wohl aber den Realien und zunächst der deutschen Muttersprache einigen Raum geschafft. Erst allmälig drang das Studium des Griechischen und zwar nicht jener ärmlichen Blumenlesen von Sentenzen und Liedchen der spätesten Zeit, sondern das Studium der

großen Dichter und Redner aus England und Holland, aus den Kreisen eines Bentley, Markland, Wesseling, Hemsterhuis in Deutschland ein. Es war ein wunderbar richtiger Instinct, der den armen Chorschüler von Stendal mit wahrem Heißhunger vom Latein zum Griechischen, von der Copie zum Original so frühzeitig geführt hat. Da sehen wir ihn nach Berlin wandern um des Griechischen willen, ein Jahr später macht er sich aus der Altmark auf den Weg, um sich von Pfarrhaus zu Pfarrhaus nach Hamburg durchzuschlagen und dort in einer Auction des gelehrten Sammlers J. A. Fabricius, des Verfassers der Bibliotheca graeca, für sein mühsam erspartes Geld einige Graeca zu kaufen, die er als kostbaren Schatz auf dem Rücken wieder nach Hause trägt.

Berlin war damals nicht das heutige; zehnmal so klein etwa, und keine der großartigen Anstalten der Kunst und Wissenschaft dort, die heutzutage Berlin gerade dem lernenden jungen Gelehrten und Kunstfreund so werthvoll machen. Freilich hatten bereits Schlüter, Nehring und Knobelsdorf ihre imposanten Bauten des Schlosses und Zeughauses und die Reiterstatue des großen Kurfürsten dort errichtet, aber die nüchternste Sparsamkeit eines Friedrich Wilhelm I. verkaufte den ganzen preußischen älteren Erwerb und die Erbschaft aus der Pfalz an trefflichen Antiken aller Art nach Dresden. Eine Akademie der schönen Wissenschaften bestand seit 1699 und hielt ihre meist unbedeutenden Vorträge in französischer Sprache. Winckelmann hat als Schüler des Gymnasiums fleißig diese Vorträge mit angehört, in der Schule selbst, scheint es, fand er seine Rechnung nicht, und der Rektor schrieb seinem Namen im Schülerverzeichniß das Urtheil bei: homo vagus et inconstans, ein unruhig umherschweifender, unbeständiger Mensch. Nach einem Jahre verließ er Berlin wieder, wohl auch durch den bitteren

Zwang der Armuth getrieben, kehrte zurück in die Altmark und trat nun ein in das Gymnasium des grauen Klosters in Salzwedel, der alten askanischen Residenz und verhältnißmäßig wohlhabenden Stadt. Rektor Scholl konnte mit dem Nimbus seiner großen Bücherkenntniß und seines Griechischen dem reichbelesenen Schüler nicht mehr imponiren. Winckelmann gedenkt später mancher seiner Freunde und mancher heiteren Stunde, wie ihn überhaupt ein lebendiges Gefühl für seine Heimath, für seine Freunde, Gönner und Gegner auch nach Rom hin begleitet hat.

Endlich im 21. Lebensjahre (1738) kam Winckelmann dazu, die Universität, und natürlich die junge Landesuniversität Halle zu beziehen. Halle stand damals, von funfzehnhundert Studirenden besucht, in voller Blüthe für die theologischen und juristischen Studien, und ein drittes, das der neuen, mit Mathematik eng verbündeten deutschen, deutsch vorgetragenen Philosophie, hatte trotz der Vertreibung ihres Vertreters, Chr. Wolf's, durch dessen Schüler, wie Baumgarten, und durch seine Schriften allmälig den tiefgreifendsten Einfluß gewonnen, so daß Wolf's eigenes Auftreten nach seiner glänzenden Rehabilitation im Jahre 1740 eher durch seine Person den Zauber seiner Sache minderte. In der Theologie herrschte noch die milde, über Scheidung der protestantischen Confessionen hinausgreifende, auf fromme Anregung und Erweckung ausgehende Richtung des Pietismus eines Hermann Franke, und daneben begann bereits Chr. B. Michaelis der Aeltere die gründliche Behandlung des Hebräischen. Winckelmann ist, als Theolog zwei Jahre lang inscribirt, durchaus nicht von dieser Seite aus mit Ausnahme der hebräischen Studien angeregt worden; er war von Haus aus keine theologische Natur und religiöse Erweckung und innere Erfahrungen, die man von ihm schon früher wie

auch noch später erwartete, sind ihm, wie er selbst ausdrücklich erklärt, „trotz ernstesten Bestrebens" in dieser Jugendzeit nicht zu Theil geworden. Seine theologischen Lehrer erklärten in seinem Zeugniß, daß er wohl die Collegien besucht, daß sie aber sonst ihn nicht kennen gelernt und einige Frucht aus dem Studium nur von ihm hoffen könnten.

Ganz anders aber regten Winckelmann die juristischen Studien Halle's in ihrer Verbindung deutscher Geschichte, deutschen Staatsrechtes und des Völkerrechtes an. Da lehrte der Canzler Josef Peter v. Ludewig († 1743), schon hochbejahrt, da Gundling, sein Gegner, da Justus Henning Böhmer († 1748), da der gelehrte Romanist Heineccius, da behandelte ein vielseitiger, unruhiger Mann, Sellius Naturrecht so gut wie Experimentalphysik und ihm ist Winckelmann immer besonders dankbar geblieben. Die Klarheit und Universalität seiner Geschichtsansicht, der Sinn für Gliederung nach großen Epochen, die lebendige Betrachtung nicht blos von Schriftstellern, sondern von Lebensverhältnissen sind in Winckelmann von dieser Seite, auch noch in seinen späteren vieljährigen Studien bei Graf Bünau entschieden entwickelt worden. Winckelmann hat ein halbes Jahr die Bibliothek des Canzlers zu ordnen gehabt, wie vor ihm der Dichter Gleim, und dabei seine Bücherkenntniß sehr erweitert.

Die Wolfische Philosophie trat Winckelmann in einer seinem Wesen, der nachmaligen Grundrichtung seiner Arbeiten, besonders anmuthenden Gestalt entgegen, in der Baumgarten's, welcher damals bereits im Colleg die Gedanken über ein besonderes Gebiet geistiger Erkenntniß, das Schöne, das sinnlich Vollkommene, das in seinen Theilen Uebereinstimmende, das den Sinn Erschließende, über das Gebiet der Aesthetik, wie er es zuerst nannte, vortrug. Freilich die bildende Kunst, die

Kunst der Anschauung war in dieser Aesthetik noch ganz vergessen. Die Einwirkung dieser damals zuerst in Deutschland entwickelten Begriffsbestimmungen auf Winckelmann sind unverkennbar, aber er kam trotz eifrigsten Studiums der Wolf'schen Logik und Metaphysik mehr und mehr von ihnen ab. Wolf's Person erschien ihm, als er sie später in Halle sah, „wie ein Klotz, früher bei Mondscheinbeleuchtung, meint er, wie ein Ungeheuer". Seine Schüler, die nun alle Wolfisch determinirten, die Knaben in den Schulen ganz darauf erzogen, die von Plato und Aristoteles mit einer gewissen Verachtung ohne alle Kenntniß sprachen, verdarben ihm vollends den Geschmack daran. Und Winckelmann war durchaus nicht eine logisch zergliedernde, sondern anschauend, zusammenfassend aufbauende Natur.

Wir finden Winckelmann nicht in näherem Verkehr mit dem aufstrebenden Kreise junger Dichter, Gleim, Uz, Pyra, Lange, die an Baumgarten speciell sich angeschlossen, wie überhaupt er auch später auffallend abseits stand der beginnenden Bewegung, die von Gottsched und seiner Schule, von den Schweizern, von Gleim, Ramler anhebt und in Lessing in gewaltigster Weise auch als ästhetische Kritik von Kunst und Alterthum sich kennzeichnet. Unter der staunenswerthen Fülle von Excerpten seiner Lektüre aus der modernen europäischen Literatur finden sich kaum Zeugnisse irgend eines Interesses für die junge, jugendliche deutsche Literatur. So wenig berühren sich oft bahnbrechende oder doch strebende Geister, die dieselben Einwirkungen erhalten, aber deren Auge verschieden gerichtet ist!

Unter Winckelmann's Universitätsfreunden treffen wir dagegen Leute an, welche ähnlich wie er in sehr verschiedenen Lebensgebieten sich bewegt und schließlich in Berlin eine äußere Stellung gefunden, so den Theoretiker und Historiker der Musik,

Marpurg († 1795), so einen gewissen Guichardt aus Magdeburg, damals eifrig mit hebräischen Studien beschäftigt, den nachherigen Oberst Quintus Icilius in Berlin. Doch der durch seine Gabe der Erzählung und seine heitere Laune gern gelittene, arme Student wurde vor seinen Freunden zum Genie, wenn er ihnen aus seinem geliebten Griechisch vortrug; da explicirte er, erzählt Boysen, den Herodot, wie vom Genius inspirirt. Mit unersättlichem Durst ging er den griechischen Schriftstellern nach, auf den Bibliotheken der Universität, des Rathes, des Waisenhauses suchte er, der einzige seiner Art, die griechischen Autoren zusammen. Und der Anregung von Außen, durch Lehrer wie damals bereits Christ seit 1734 in Leipzig, wie J. Matth. Gesner in dem eben gestifteten Göttingen sie bieten konnten, ward ihm gerade hierin in Halle wenig zu Theil. Aber daß J. H. Schulze, zugleich Mediciner und Philolog, griechische und römische Antiquitäten nach Münzen unter Vorlegung derselben vortrug, war doch ein wenngleich bescheidenster Hinweis auf das Gebiet der Anschauung der Antike, der nicht für Winckelmann unfruchtbar blieb.

Winckelmann brach nach zwei Jahren vollständig mit der Theologie, seines kahlen Abgangszeugnisses gedachten wir bereits. Das war ein entscheidender und verhängnißvoller Schritt abführend von dem betretenen sicheren Lebenswege in einen hochansehnlichen Stand, zu dem Ziele, das seinen Eltern eine Leuchte gewesen war! Vor ihm lag das Hofmeisterthum, oft nur ein höheres Bediententhum in vornehmen Häusern, oder das Ergreifen eines neuen akademischen Studiums, oder endlich ein Hinausgehen in die Fremde, ein sich Hingeben an die Wanderlust des deutschen Handwerkers und Studenten der früheren Zeit, bei der die größere Zahl wohl unterging, nur einzelne ihr Glück machten. In ihm selbst lagen die Ziele des wissenschaft-

lichen Strebens noch ungeklärt durcheinander, nur eines überwog alle, Drang nach innerer selbstständiger Durchbildung, nach Wissenschaft, die nicht überliefert, sondern erlebt wird. Alle drei Wege hat Winckelmann rasch nach einander betreten und ist auf den ersten zurückgeschleudert worden.

Eine Hofmeisterstelle bei der Familie v. Grolmann in Osterburg führte ihn glücklicherweise in einen gebildeten, freundlichen Kreis, und zum ersten Male trat ihm neuere französische und englische Literatur in den Beschäftigungen der Frau des Hauses und in zwei fremden Hofmeistern entgegen. Die modernen Sprachen wurden fortan Gegenstand seines eifrigsten Studiums und er reist einige Jahre später eigens nach Halle in den Osterferien, dort sich in der Aussprache des Englischen bei einem Sprachlehrer zu vervollkommnen. Nach einem Jahre ward die Stelle aufgegeben, mit dem erworbenen Gelde nun der zweite und dritte Weg beschritten, doch ohne äußeren Erfolg. Der Aufenthalt in Jena, um Medicin zu studiren und höhere Mathematik, die Wanderung gen Paris, um die berühmteste aller Bibliotheken mit ihren griechischen Schätzen kennen zu lernen, fallen in das Jahr 1741—1742, in welcher Ordnung, ist nicht genau zu ermitteln. „Allerdings wollte ich nach Frankreich, der Himmel war freilich dawider, aber ich hätte mich um dieser geliebten Sprache willen in jegliche Fährlichkeit hineingestürzt." Er gelangte nur bis Gelnhausen, gerieth in Gefahr, in die Hände eines französischen Corps, das über den Rhein gegangen war, zu fallen, mußte umkehren und vor Fulda erregte sein Aeußeres mitleidigen Damen den Schein eines Unglücklichen, der den Tod sucht. In Jena hat er durch eine Masse Privatstunden kümmerlich seine Existenz sich geschafft, um Prof. Hamberger, den Vertreter einer auf Mathematik aufgebauten Medicin zu hören, seine ungeheure literarische Viel-

seitigkeit zu nutzen und sich von da an Jahre lang eifrigst mit der neuen, von Leibnitz und Newton begründeten Mathematik, sowie mit den naturwissenschaftlichen Untersuchungen der vergleichenden Anatomen und Physiker zu beschäftigen, wofür die Reihe seiner Excerpte uns den thatsächlichen Beweis liefern.

Wunderbarer Weg eines Geistes, der zum Begründer einer Wissenschaft des Schönen und seiner Verwirklichung in der Kunst ausersehen war, durch Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Philosophie, alte und neue Sprachen, und noch hat er die Spitzen der Berge jenes Landes nicht geschaut, das er als seine wahre Geistesheimath anbauen sollte! Und derselbe Geist spricht es mitten in der Vollendung seiner Kunstgeschichte und mitten in der Kunstwelt Roms stehend aus im Jahre 1763: „meine Betrachtungen sollen von der Kunst auf die Natur gehen." „Die größten Menschen in ihrer Art haben allezeit die Bahn betreten, selbst die Quellen zu suchen und zu dem Ursprunge zurückzukehren, um die Wahrheit rein und unvermischt zu finden. Diese Quelle ist die Natur." Wunderbare Zeit des Drängens und Gährens einer neuen Culturwelt, des Zurückgreifens im Gedanken zunächst zu der Unterlage aller Wissenschaft, alles Glaubens, aller sittlichen Normen, mit der zweifelnden, oft frivolen Kritik an allem Bestehenden. Aber auch welche Fülle der Geister, die von den verschiedensten Ausgangspunkten aus unter den verschiedensten äußeren Bedingungen stehend, doch alle wesentlich dieselbe Lebensluft einmal geathmet haben, dieselben Wege gewandelt sind!

Den damaligen Mittelpunkt dieser Geistesbewegung, Paris, hat Winckelmann also, sehen wir, nicht erreicht; aber die Schwingungen, die von da ausgingen, haben Winckelmann in dem Hauslehrerleben, in das er nun zurückkehrt, wie in der kleinen Schulstelle eines Oertchens der Altmark nicht allein

erreicht, sondern fort und fort erfrischt und angeregt. Ein dänischer Gesandtschaftssecretär, der lange in Paris gelebt, war der Nachbar seines Principals, des Oberamtmann Lamprecht in Hadmersleben bei Magdeburg. Herr Hansen gewann den jungen Hauslehrer sehr lieb als heitern Gesellschafter und öffnete ihm in freister Weise auch später den Gebrauch seiner an moderner Literatur reichen Bibliothek. Hier hat Winckelmann mit den Encyklopädisten Bekanntschaft gemacht, hier hat er Bayles' Dictionnaire raisonné, dieses reichste Bild jener Geistesgährung, diese Sammlung geistvoller elegantester Betrachtungen über alle Gegenstände des Wissens durchgearbeitet, excerpirt und daraus wieder excerpirt.

Aber dieser auf den Polyhistor, auf den Freigeist, auf den modernen Literator, so schien es, angelegte junge Mann war zunächst als Hauslehrer in das Haus jenes Oberamtmanns Lamprecht eingetreten und hatte als solcher Pflichten vor allem gegen den ihm anvertrauten Knaben zu erfüllen. Die Pflicht verwandelte sich in ihm zu einem Akte der freisten Neigung; eine begeisterte, schwärmerische Liebe knüpfte ihn an denselben, die er Jahre lang in rührender Weise bethätigte, für die er die größten Opfer an Zeit und Geld brachte, nachdem der Vater Lamprecht früh gestorben war, die ihm schwere Schmerzen der Enttäuschung bereitete. Noch in den letzten Jahren seines Lebens in Rom durchzieht ihn eine trübe wehmüthige Erinnerung daran. Winckelmann war darin so recht ein Kind seiner Zeit und zugleich aber ganz in das antike Leben eingetaucht. Es ist eine Zeit begeisterter Freundschaftsbündnisse zwischen jungen Männern, freisten gesellschaftlichen Verkehrs zwischen Männern und Frauen, die unter dem neuen Geist der Rückkehr zur Natur, zur Einfachheit, Freiheit stehend mit den Ketten der Convenienz auch oft genug die

Zügel edler Sitte und inneren Anstandes abwerfen. Der Ruhm ein außerordentlicher Freund gewesen zu sein, ist Winckelmann's dringender Wunsch, die Freundschaft schien ihm allein die wahre uneigennützige Liebe ohne Hinblick auf zukünftige Belohnung, die Freundschaft zur schönen Seele im schönen Körper. Ein Theseus und Peirithoos, ein Orest und Pylades, Achill und Patroklos, ein Barbarigo und Trevisan, vor allem das Verhältniß eines Sokrates und Alkibiades, sind seine Vorbilder. Und Winckelmann giebt sich in der That mit einer Seelengluth, einer Lebendigkeit sinnlicher Anschauung dieser Freundschaft hin, wie sie uns ganz an die Platonischen Schilderungen im Symposion erinnerte. Neben diesem Lamprecht ist es später besonders ein junger Fr. Ulr. v. Bülow, der Vater des Bülow v. Dennewitz, auf dessen Gut als väterlicher Freund zu leben er dringend eingeladen sogar einige Monate versuchte. Winckelmann glaubte später dieselbe hohe Freundschaft, dieselbe platonische Liebe im Verkehr mit einem weiblichen Wesen, mit der Frau seines Freundes Rafael Mengs, einer Römerin nicht ohne schwere Kämpfe ihrerseits verwirklichen zu können.

Folgen wir Winckelmann weiter auf seiner bescheidenen Lehrerbahn. Durch die Fürsorge des trefflichen General-Superintendenten der Altmark, Fr. Rud. Nolte (seit 1740 in Stendal, † 1754), der den griechischen Studien mit Eifer Bahn brach, auf Empfehlung seines Vorgängers, des viel genannten Boysen gelang es dem unfertigen Theologen, dem ohne jeden akademischen Grad von der Universität Abgegangenen im Jahre 1743 die Conrektorstelle an der Schule zu Seehausen landabwärts von Stendal und Osterburg zu erhalten. Cantor zu sein, die Orgel zu spielen lehnte er dabei ab. Seine Hauptaufgabe war Hebräisch, Logik und Geometrie zu lehren.

Das waren arbeitvolle, mühselige, aber doch fruchtreiche

fünf Jahre, die er in Seehausen verlebte. „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht und ließ die Kinder mit grindigen Köpfen das Abc lesen, dieweil ich während dieses Zeitvertreibes sehnlichst wünschte zur Kenntniß des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homerus betete" sagt Winckelmann einfach und ergreifend. Er betrachtete sich als geboren die Jugend zu lehren, nichts schreckte ihn ab. Sein Vorgänger war ein Orbilius gewesen, er suchte die Knaben für die Sache zu begeistern aber fand freilich nur zu viel Stumpfsinn in einer kleinen Stadtschule. Da setzt er sich selbst hin, da es an Exemplaren griechischer Autoren gänzlich fehlte, die griechischen Lesestücke für die Schule selbst abzuschreiben, er schrieb eine treffliche griechische Hand, selbständig durch das Studium griechischer Handschriften noch ausgebildet. Noch existirt ein schön geschriebener Anakreon aus dieser Zeit von ihm. Schon verhandelte er mit Nolte über den Plan einer großen Sammlung griechischer Schulausgaben. Aber gerade diese Kenntniß, diese Begeisterung für das Griechische erregte den bittern Tadel des geistlichen Inspektors Schnakenburg; „er kann keinen lateinischen Dichter auslegen", hieß es, „er schreibt einen schlechten lateinischen Stil". Auch für seinen mathematischen Unterricht hat er nicht allein sich fortgebildet, den Euklid zum eifrigsten Studium gemacht, sondern er erwirbt auch Meßtisch, Kette, Magnetnadel, Astrolabium für die Schule und müht sich ab die Schüler unmittelbar in die Beobachtung der Natur einzuführen.

Eine wunderbare Arbeitskraft des Mannes, der außer der Schulzeit noch seinen Privatzöglingen Privatunterricht gab, für junge Adlige einen Cursus der neusten Geschichte ausarbeitet, Völkerrecht in biographischen Darstellungen ihrer Begründer ihnen lehrt! Und endlich nach des Tages Last und

Mühe sitzt er Nachts im eiskalten Zimmer, nur in den an ihm klassisch gewordenen Pelz gehüllt, zwischen Bücherregalen, über den Werken der modernen Literatur wie den großen englischen und holländischen Ausgaben der Alten, die er mühsam von Pfarrern, von adligen Gütern, weither sich zusammengeborgt. Seine Erholung war es dann zu Fuß auf unwegsamen Wanderungen durch die Altmark nach Stendal, nach Hadmersleben, selbst nach Halle zu gehen, um Freunde zu sehen, neue Bücher sich zu holen. In der Osterzeit besuchte er von seinen mühsam errungenen Ersparnissen womöglich jedes Jahr Leipzig, auch um eine neue anständige Kleidung sich anzuschaffen; da sieht er neben den Bibliotheken auch eifrig dortige Privatsammlungen, wie die Winklersche. Aber ein Lehrer, der nicht einmal predigen konnte, der wohl bei dem sonntäglichen Anhören der Predigt des Herrn Inspektors gesehen war mit einem griechischen Autor in der Hand, der wenngleich friedfertig und leutselig gegen Jedermann, doch höher Stehenden gegenüber Zurückhaltung ja einen gewissen Stolz zeigte, der ein einsiedlerisches Leben führte und vor allem überaus schüchtern gegenüber dem weiblichen Geschlecht bald als ein Feind desselben galt, konnte für die Dauer den Bewohnern eines Landstädtchens nicht gefallen; er gefiel vor allem nicht seinem Vis à vis, dem Herrn Inspektor und dessen Töchtern; ein späterer Brief eines Landsmanns schildert diesen immer geiziger und liebloser geworden. „Ich habe vieles gekostet, aber über die Knechtschaft in Seehausen ist nichts gegangen", schreibt Winckelmann später, und noch in Rom ist die Erinnerung an diesen Mann ein Stachel seiner Seele.

Mehrfache Versuche die Seehauser Stellung mit einer andern in Salzwedel, Rathenow, Magdeburg, Braunschweig zu vertauschen mißlangen, Winckelmann erfuhr dabei noch manche herbe Zurücksetzung, Abt Jerusalem in Braunschweig. wenn

auch ein Mann der neuen Richtung in der Theologie, ließ ihn nicht einmal vor sich. Da öffnete sich ihm in der Zeit der höchsten geistigen Noth, nachdem er auch schon daran gedacht freilich mittellos als Docent der Geschichte in Halle aufzutreten, ein Ausweg, ein neuer Kreis der Thätigkeit, wenn auch in unsicherer Stellung, bei kärglichem Gehalt, ohne daß seine innerste Neigung dabei erfüllt ward. Er trat als dritter Bibliothekar zeitweilig in die Dienste des Reichsgrafen von Bünau, nachdem er in ausführlichem lateinischen Schreiben demselben seinen Studiengang und Bitte vorgetragen hatte.

Heinrich Graf von Bünau ist eine der seltenen Erscheinungen in den höhern deutschen Adelsgeschlechtern, die mitten in einem reichen, prächtigen, zerstreuenden Hofleben aufgewachsen, von Jugend auf hohe geistige Ziele sich gesteckt haben, vor allem dem Staat, dem Rechte, der Nation und ihrer geschichtlichen Größe zu dienen im Leben wie in der Wissenschaft. Sein Geschlecht hatte seit lange in Sachsen und Thüringen in hohen Aemtern gestanden. Er selbst in seinem Einflusse am kursächsischen Hofe gehemmt und entfernt durch den Grafen Brühl, war als Diplomat dann für Kaiser Karl VII. und dessen Partei im Reiche thätig und später leitender Staatsminister in Weimar; sein Tod erfolgte an demselben Orte, an dem Wieland später starb, in Osmanstedt an der Ilm. Von Jugend auf verfolgte er das Ziel einer großen deutschen Reichshistorie auf der Grundlage der Geschichtschreiber wie vor allem der Diplome, der Urkunden, deren Sammlung und Veröffentlichung damals aber durch Männer wie Schannat, Guden, Lünig, endlich Leibnitz in großartigstem Umfang erfolgt war und erfolgte. Seit dem Jahre 1728 erschienen in Zwischenräumen die ersten Bände dieses merkwürdigen Werkes. In der That schien Bünau angelegt der Muratori Deutschlands zu werden.

Hand in Hand mit diesem literarischen Unternehmen ging eine großartige Liebe für literarische Werke im umfassendsten Sinne; er verwandte auch für heute noch erstaunliche Summen für die Anschaffung von Werken, seine Bibliothek war eine wahre Schatzkammer des Seltensten, in ihrer äußeren Erscheinung mit dem solidesten Luxus ausgestattet; die zwei großen Bibliotheksäle von Nöthenitz bei Dresden, dem Gute des Grafen, wurden ein Zielpunkt aller gebildeten Reisenden und der vornehmeren Cirkel von Dresden; nach einem eigenen wissenschaftlichen Plan war ein Katalog über die Büchersammlung zu fertigen unternommen und ist gedruckt worden. Während der Graf ab und zu in Nöthenitz, Dahlen und seinen thüringischen Gütern oder auswärts weilte, arbeiteten seine Bibliothekare in Nöthenitz und auch in Dahlen. Das anfangs unfreundliche Verhältniß zu dem ersten Bibliothekar Franke verwandelte sich allmälig in eine nahe Freundschaft; einen frühern Zögling und Liebling Berendis empfahl Winckelmann als Hauslehrer zu den Söhnen des Grafen Bünau und in den Briefen an diesen jungen Freund öffnet er sich rückhaltslos in dem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens.

Winckelmann war also nun Bibliothekar geworden, hatte als Literarhistoriker an einem Katalog zu arbeiten, dessen Theile über die deutsche, italienische Geschichte, über das öffentliche Recht von ihm herrühren, er hatte für die deutsche Kaisergeschichte der Ottonen, wie für eine Umarbeitung der Merovinger Urkunden und Heiligengeschichten zu excerpiren, Daten zu revidiren, endlich auch darzustellen; diese sechsjährige historische Arbeit blieb vergraben in den Foliobänden der ungedruckten Theile des Bünauschen Werkes. Und dieser Mann, der bereits in der Mitte der Dreißiger stand, der Mann der Bücherwelt, des staubigen Gelehrtenhandwerks, der in ihrer

Art so hoch anerkennenswerthen mittelalterlichen Detailforschung, sollte unser Prophet des Schönen, unser Erklärer einer Welt der Anschauung, ein Wegweiser in das Sonnenland der Kunst werden? In der That liegt in dieser Periode der ausgebreitetsten literarischen Beschäftigung, wo Staatslehre und Heiligengeschichten, Roland's kriegswissenschaftliche Commentare zu Polybius, sächsische Urkundensammlungen und englische und italienische Dichter, die Milton, Pope, Goldoni neben seinem Arbeitsplatz lagen, der eigentliche Prüfstein seines Geistes und seines innersten Dranges; wenn irgendwo, konnte er hier stehen bleiben und ein hochgelehrter, auch geistvoller Polyhistor, wie sie diese Zeit noch aufzuweisen hatte, werden. Er ist es nicht geworden: es war die griechische Poesie und in ihr griechische Schönheit der Gedanken, Einfachheit und Maß der Form, zu der er immer als seinem Heiligthum flüchtete, es war das Studium der modernen Denker Englands und Frankreichs, eines Shaftesbury, Bolingbroke, vor allem Montesquieu, die ihn nie das Große und Ganze in Geschichte wie in der Welt der Gedanken aus dem Auge verlieren ließ und die in ihm fort und fort ein Suchen nach dem, was den Mittelpunkt seines Wesens füllen sollte, wach erhielt. „Wie ein Polyp" sagt er selbst, hing er in dieser Zeit an den griechischen Codices; in den Jahren 1753 und 1754 las er den Homer dreimal durch „mit all der Applikation, die ein so göttliches Werk erfordert". Ein Band von 122 eng geschriebenen Oktavseiten enthält unter Winckelmann's Excerpten Auszüge aus Clarke's ganzem Commentar zu Homer (1729—1740). Daneben geht ihm in den Feierstunden das „Siebengestirn des himmlischen Sophokles" auf.

In einer Welt der Bücher hatte Winckelmann bisher wesentlich gelebt, sie war in Nöthenitz ja sein eigentliches Ge-

schäft, sein Beruf geworden, diese Welt der Bücher hatte ihn aber hinausgehoben über alles Elend seiner persönlichen Stellung, über all die Kleinstädterei in der Altmark, über all die Schroffheit der Standesunterschiede, die damals Hof und Adel, Militär, Geistlichkeit, Bürgerthum und nun gar den nur halbwüchsigen Schullehrer unterschied. Schon in der Bünauschen Familie trat er in größere Verhältnisse ein, trat er als unterrichteter Bibliothekar, als wissenschaftlicher Mitarbeiter willkommen und freier den vornehmen Besuchern des Schlosses entgegen. Und Nöthenitz lag in der Nähe von Dresden und Dresden war damals ein Mittelpunkt eines Kunst- und Culturlebens, wie keine zweite Stadt in Deutschland.

Noch heute wird der Besucher Dresdens von dem südlichen, fast italienischen Gesammteindruck der Stadt überrascht. Das weite Thal, von Rebhügeln weithin umzogen, Wald und Flur in schönem Wechsel, die Fülle der Villen auf dem hohen Elbufer an einander sich reihend, die großartige Brücke über den breiten, wenn auch flachen Strom, die hohe, ruhig in der Luft verklingende Kuppel der Frauenkirche, die mit einem Statuenwald überdeckten, in geschwungenen Linien niedersteigende Hofkirche mit dem wohlproportionirten Thurme, die Brühl'sche Terrasse mit ihren breiten Treppen und stattlichen Rampen, weiter der gewaltige Hof des Zwingers, einst nur zum Eingang riesiger Schloßbauten bestimmt, dieses Muster des buntesten Rococo, einer ganz in Hoftracht mit Manschetten aufgebauschten Architektur, aber voll Sinn für das Räumliche, dem sich das Museum, wie das nachbarliche Theater mit soviel feiner Accomodation und doch so geläutertem Kunstsinne jetzt anschließen, dann jenseits aus dem französischen Garten über dem Flusse aufsteigend das bizarre, in seinen Farben so wirksame japanische Palais, überall in den Ausgängen der Stadt die stattlichen

Alleen, dann die allerdings verwilderten Anlagen des großen Gartens mit Pavillons und weißglänzender, im Gebüsch versteckter Plastik, all dies in einer schönen sommerlichen Beleuchtung geschaut, übt heute noch trotz der ausgleichenden Entwickelung unsrer modernen Städte überhaupt, einen eigenthümlichen, durch nichts gestörten Zauber aus. Und dieser zauberische Eindruck ist durchaus begründet durch jenen Rausch einer sächsischen Glanzzeit, durch jene Fülle künstlerischer und gesellschaftlich bedeutsamer Geister, die um einen August den Starken und um einen Friedrich August II. (oder August III.) sich gebildet. So verhängnißvoll diese Zeit für den finanziellen Wohlstand Sachsens speciell war, so tief einschneidend in die Stellung der kurfürstlichen Familie zum Volke der Confessionswechsel und die Uebernahme der polnischen Krone wirkte, das muß man ihren Trägern nachsagen, sie haben jene Summen nicht vorzugsweise in Nichtigkeiten, in Dingen des blos augenblicklichen Genusses verschwendet, sie haben ein überwiegend fremdes Leben, italienisch-französisches auf deutschen Boden verpflanzt, aber ein Leben, das in seinen Einwirkungen auf die Bildung des gesellschaftlichen Tones, auf Kunst, Industrie und Cultur weit über die ersten Träger hinausging, an dessen Früchten wir uns heutzutage rein erfreuen können. Die Fürsten selbst waren Talente, hatten jeder nach verschiedenen Seiten freien Sinn und Energie in der Kunstförderung. Jener August der Starke, durchaus ein Virtuose, Virtuos vor allen auch in seiner Erscheinung, erfand selbst die architektonischen Hauptentwürfe, Friedrich August II. war ein trefflicher Kenner der Malerei und des Kupferstiches und der Kurprinz Friedrich Christian nebst der geistvollen Marie Anna von Bayern, als Kurfürst nur wenige Monate, aber segensreich thätig, der lange in Italien gewesen war, dem Winckelmann besonders nahe im Briefwechsel treten

sollte, hatte das lebhafteste Interesse für die antike Kunst, wie für das Studium des Griechischen. Die Musik hatte in seiner Gemahlin eine einsichtige Gönnerin. Und es ist bekannt, welche Pflege die italienische Musik in der Schule des Al. Scarlatti zu Dresden fand, wie Meister Hasse und Faustina Bordoni die Vorgänger der neuen Oper geworden sind; italienische Tänzer, Sänger wie Belli und Dichter wie Metastasio, wirkten mit den Componisten zusammen, auch hierin eine exotische Pflanze zu schönster Blüthe auf nordischem Boden zu bringen.

Alle jene großartigen Bauten sind zwischen 1685 und 1751 ausgeführt worden (Zwinger 1711, Frauenkirche 1726—1743, katholische Hofkirche 1739—1751). Eine ganze Colonie fremder Künstler aus den Schulen Maratti's, Cignani's, Solimena's, des mächtigen le Brun und vor Allen des herrschenden Meisters in der damaligen Welt der Plastik, Bernini, zogen in Dresden ein: die Hutin, Torelli, Mattielli, Chiaveri, Pellegrini, Rotari, Bellotto gen. Canaletto, oft mehrere Künste in einer Person vereinigend. Aber auch einheimische Talente bildeten sich aus und begannen eklektisch aber ächt deutsch, mit Vorantreten des Theoretischen, mit Entwickelung des Gedankenhaften sich aus der Uebermacht des fremden, durchaus bei romanischen Völkern nur verständlichen Barockstiles in das Einfachere zunächst der Zeichnung zu retten. So hatte Ismael Mengs, ein trefflicher Emailmaler, bereits in eiserner Zucht seine Kinder, besonders den Sohn Rafael, auf die Zeichnung und zwar nach Rafael und Correggio, sowie Antiken hingewiesen. Rafael Mengs war bis 1751 abwechselnd in Dresden als Hofmaler, um dann aber ganz in Rom sich niederzulassen. Chr. Wilh. Dietrich (1712—1774) ging in seinem schmiegsamen Talent niederländischer wie südlicher Weise mit Geschick nach, vor Allen aber wirkte damals in Dresden der treffliche Oeser, voller Ent-

würfe, voller Lehrgabe, voller Geschick im Einrichten und Anordnen, und ganz im Hinblick auf eine neu zu schaffende Welt der Schönheit, die er nicht selbst zu bilden im Stande war, für die er aber einem Winckelmann, Goethe, Seume das Auge geöffnet hat. Neue künstlerische Industriezweige, wie die Porzellanbildnerei, die Porzellanmalerei, das Email, das Pastell wurden von oben eifrig gefördert, und man ging damit um, die bereits früher gegründete Zeichenschule zu einer Académie de peinture, endlich zu einer allgemeinen Kunstakademie umzugestalten und in dieser das Verdienst des Künstlers und die Nützlichkeit des Manufacturiers zu lohnen und anzufeuern. Wieder war es ein Fremder, der Italiener Graf Francesco Algarotti (1712—1764), der durch seinen feinen Geschmack, durch seine auch naturwissenschaftliche Bildung am Hofe Sinn und Verständniß für Kunst förderte und wichtige Ankäufe vermittelte. Dazu traten nun deutsche intelligente Männer, der Gouverneur der Stadt, Graf Wackerbart, der feine Kunstkenner besonders im Gebiete des Kupferstiches, von Heinecken, der mächtige Liebling des Grafen Brühl, dazu Chr. Ludw. von Hagedorn, dessen Briefe an einen Liebhaber der Malerei in französischer Sprache 1755 erschienen, das erste elegante und voll Kunstsinn geschriebene Werk auf deutschem Boden war. Und schon sammelte bereits Phil. Dan. Lippert, der einstige Glaserlehrling, seit 1731 Pagenzeichnenmeister in Dresden, mit rastlosem Eifer antike geschnittene Steine oder deren Abdrücke, um sie selbst in trefflichen Vervielfältigungen, wohlgeordnet und handlich mit der nöthigen Erklärung zu verbreiten und durch sie den Gebildeten aller Kreise, besonders auch den Lehrern und Schülern der lateinischen Schulen, eine erste Anschauung von antiker Schönheit zu geben. Nehmen wir noch hinzu, daß damals bereits seit Jahren Prof. Christ in Leipzig (1734—

1756) in einem Colleg unter dem freilich wunderlichen Namen Literatur mit großem Beifall in die Kenntniß antiker Denkmäler und deren verschiedene Gattungen einführte, daß derjenige, welcher dies durch Jahrzehnte von Göttingen aus that und welcher als Gelehrter antike Kunst und Literatur am allseitigsten akademisch behandelte, Chr. G. Heyne, damals eben als Copist der Brühl'schen Bibliothek in Dresden seit 1752 lebte und arbeitete, so erhalten wir wohl den Eindruck, es waren Anregungen bedeutsamster Art für eine geistige und wissenschaftliche Auffassung der Kunst in Dresden gegeben, es war der Boden wohl bereitet, auf dem nun durch den berufenen Geist das Zauberwort ausgesprochen werden konnte, das der Kunst ihr wahres Ziel und ihren ewigen Inhalt klar und einfach ausdrückte.

Jedoch zu den Menschen und zu dem Anblick eines vielseitig regen aber doch nur äußerlichen, nicht aus der Tiefe heraus schaffenden Kunstlebens mußte noch Eines hinzukommen, den wahren Kunsthistoriker zu zeitigen. Und dies Eine bot Dresden seit wenig Jahren ebenfalls. Seit dem Jahre 1722 hatte man angefangen, zerstreute Gemälde im Marstallgebäude zu vereinigen, aus der einst kaiserlichen Gallerie zu Prag, aus Parma, Modena, Venedig und Rom, aus der kurfürstlichen Sammlung von Brandenburg, wanderten Meisterwerke der Malerei nach Dresden. Im Jahre 1753 ward Rafael's Sixtina zuerst aufgestellt, sie sah sich umgeben von jenen Perlen der modernen italienischen und niederländischen Kunst, die Dresdens Gallerie noch heute einen fast einzigartigen Werth unter allen europäischen verleiht. Wer vergißt, wenn er sie einmal gesehen, Holbein's Madonna, die heilige Nacht und all die anderen Meisterwerke Correggio's, die Palma, Paul Veronese,

Rembrandt, van Dyck zu Dresden! Nach Dresden wanderte gleichzeitig ein auserlesener Schatz von Antiken aus Italien, so wurden die Sammlungen Chigi und die alte Sammlung Albani seit 1728 dort erworben, seit 1736 aus dem Nachlaß des Prinzen Eugen von Savoyen die herrlichen Erstlinge des unerschöpflichen Bodens von Herculanum, jene drei sogenannten Vestalen gewonnen; freilich schlimm genug, daß ein guter Theil dieser Antiken zusammengepackt im Pavillon des großen Gartens wohl zu sehen, nicht zu besehen war. Aber auch jene kostbaren Marmors, wie die verlassene Ariadne, wie die Herculanerinnen, wie der Venustorso, wie die schönen einschenkenden Satyre, Köpfe und Reliefs des strengen Stiles gaben schon einem nach wahrer Kunst durstigen Auge herrliche Weide. Dazu kam eine frühere Gypsabgußsammlung, die leider bei der Beschießung Dresdens 1760 zu Grunde ging.

In diese Welt der Kunst, voll Form und Farbe, voll Heiterkeit und Glanz und Leben, trat der blasse, überarbeitete, kränkliche, aber von dem Suchen nach dem Schönen, von idealer Gluth erfüllte Bibliothekar von Nöthenitz. Schon als Student hatte er 1739 die werdende Herrlichkeit gekostet, hatte große Festlichkeiten bei einer Vermählung einer Prinzeß mitangesehen, soweit dies einem armen Studiosen aus Halle verstattet war. Nun lief er alle 8—14 Tage Vor- oder Nachmittags in die Stadt, die Gallerie zu besuchen; aber Jahre vergingen, erzählt er selbst, ehe er in Dresden nur einmal eine Promenade mit dem Anblicke der lustwandelnden feinen Welt genoß, jeder Augenblick dafür hätte der Beschauung der Kunstwerke abgebrochen werden müssen. Es gelang ihm bald, ungehemmten Zugang zur Gallerie und zu den Antiken zu erhalten, die beide ja nichts weniger als allgemein zugänglich waren. Winckelmann lernte hier, was so wenige verstehen, sehen und

abermals sehen, sich versenken in ein Kunstwerk, bis es endlich wie wiedergeboren erscheint im Geiste des Beschauers; er suchte eifrig den Verkehr mit Künstlern und Kennern wie Hagedorn, und fing später, als er ganz nach Dresden übersiedelte, mit stetigstem Eifer einen eigentlichen Zeichencursus bei Oeser an.

Wie trat ihm doch Sachsen als ein schöneres Vaterland gegenüber der Altmark, gegenüber dem damaligen Preußen mit seinem Militär- und Verwaltungsdrucke, mit jener harten unfreundlichen Weise der Behandlung, jener Knappheit in allen Dingen des Luxus und der Kunst entgegen! Wohl hat er im Jahre 1752 auf einer Reise zu seinem geliebten Sorgenkind Lamprecht, dessen er sich fort und fort thätig annahm, Potsdam besucht und darin „Sparta und Athen" geschaut, ist mit einer anbetungsvollen Verehrung vor dem göttlichen Monarchen erfüllt, aber bitter durch seinen Liebling getäuscht, von seiner Heimath in Nichts unterstützt, wohl mit Mißtrauen betrachtet, mit gehässigem Klatsch verfolgt, erklärt er nun offen: „Mein Vaterland ist Sachsen, ich erkenne kein anderes und ist kein Tropfen preußisches Blut in mir." Preußen ist ihm das specifisch despotische Land. Erst gegen Ende seines Lebens wendet sich sein Interesse und seine Liebe wieder der alten Heimath und ihrem großen Könige zu. In seiner ersten Schrift sagt er: „Die reinsten Quellen der Kunst sind eröffnet, glücklich wer sie sucht und findet. Diese Quellen suchen heißt nach Athen reisen, und Dresden wird immer mehr Athen für Künstler."

Doch ihm sollte Dresden nicht Athen, nicht Rom ersetzen, es sollte aber die Pforte dazu sein. Sein Augenmerk blieb auf den Süden, auf Rom geheftet und von hier streiften seine Gedanken weiter nach Hellas und Kleinasien. Hatte er schon in Seehausen erklärt, er müsse nach Aegypten, dort unter den

Pyramiden die Anfänge der alten Kunst studiren, so steigerte sich nun dieser Drang, durch das Anschauen jener wenigen, herrlichen Proben der Antike erst recht verstärkt, zur unbezwinglichen Sehnsucht. Aber wie dahin kommen? wie überhaupt aus der Abhängigkeit seines privaten Dienstes, aus der ihm immer fremder werdenden Arbeit für Bünau's historische Pläne und Bücherliebhaberei zur freien Stellung in der Gesellschaft, zur freien Hingabe an das, was ihm Herz und Geist erfüllte, gelangen? Fäden eigenthümlicher Art waren bereits seit 1751 angesponnen.

Der päpstliche Nuntius, nachherige Cardinal und Staatssecretär Graf Archinto (1698—1754), hatte die Bibliothek in Nöthenitz besucht und besonderes Wohlgefallen an dem hochunterrichteten, jungen, blassen Manne gefunden, der als trefflicher Kenner des Griechischen, als geschickter Leser und Abschreiber griechischer Handschriften in dem gelehrten Kreise Dresdens Ruf besaß und der aus seinem Wunsche, nach Italien zu gehen, in Rom unter den dortigen handschriftlichen Schätzen zu arbeiten, kein Hehl machte. Ein solcher Mann nach Rom verpflanzt, war den Gelehrten unter den Cardinälen, vor Allen dem Freunde Archinto's, dem eifrigen Büchersammler und Verehrer des Griechischen, Cardinal Passionei, dem Correspondenten Voltaire's ein köstlicher Besitz. Und in diesem Gelehrten einen Proselyten der Kirche zu machen, hier in Dresden, in dem protestantischen Sachsen, das schien eine besondere Empfehlung für den Cardinalshut, weiter selbst für den päpstlichen Stuhl. Archinto lud Winckelmann freundlich zu sich ein und dieser besucht den Nuntius seit 1752 und war bald ein gern gesehener Tischgenosse.

Durch diesen ward die Bekanntschaft mit dem Beichtvater des Königs, dem Jesuitenpater Leo Rauch gemacht. Während

der Nuntius bei den mannigfachen Gesprächen über die Aussichten nach Rom zu gehen, dort als Freund und Hausgenosse des Cardinal Passionei zu leben, den Uebertritt zur katholischen Kirche als allerdings selbstverständliche aber unbedeutende Sache behandelte, über die gelehrte Leute wüßten was zu urtheilen sei, — changer la réligion c'est changer la table, mais non pas le Seigneur waren seine Worte —, so nahm es der Jesuitenpater durchaus ernster, drängte nicht in Winckelmann und wünschte denselben ebensowohl für seine Kirche zu gewinnen als für Sachsen zu erhalten. Er hat sich schließlich als der treueste und aufrichtigste unter den dabei betheiligten Personen erwiesen. Er empfahl Winckelmann an den König und hat endlich von ihm einen Jahrgehalt von zweihundert Thalern zur Reise nach Rom und zu dem dortigen Aufenthalt ausgewirkt, freilich immer ausbezahlt durch den Provincial des Jesuitenordens.

Doch noch eine dritte Persönlichkeit trat dazwischen, die zum Theil die Pläne jener Beiden durchkreuzte, der Leibarzt des Kurprinzen, Bianconi. Hochgelehrt, voll klassischer Interessen, sah er in Winckelmann den geeigneten Arbeiter, um mit ihm und durch ihn eine Ausgabe der griechischen Aerzte auszuarbeiten, zunächst den berühmten Codex des Dioscorides in Wien vergleichen zu lassen. Winckelmann sollte dabei an den jungen kurprinzlichen Hof gezogen werden und dessen wissenschaftlichen Glanz vermehren. Das waren verschiedene Weisen und Wege, die Winckelmann geführt werden sollte, alle nicht darauf aus, Winckelmann's innersten Seelendrang, die Erkenntniß des Schönen zu befriedigen, nein sein Wissen und Können auszukaufen, alle sonst sich widerstreitend, nur einig in dem einen Punkte, der Mahnung zum Uebertritt.

Da trat nun auf einmal als bittere Anforderung der Wirk-

lichkeit eine Handlung Winckelmann entgegen, mit der er bei seinen vielen Reiseplänen schon früh als Mittel zum Fortkommen wohl gescherzt. Bei aller Leidenschaft des Dranges nach dem Süden, bei dem steigenden Gefühle, daß, wenn jetzt nicht bald, er nie in seinem Leben seinen innersten Beruf erfülle, bei aller Kühle gegen Confession und kirchliche Form, gegen das Christenthum überhaupt, die alle vorwärts drängenden Geister dieser Zeit kennzeichnet, bei dem tiefen Widerwillen gegen ein steifes, stolzes, kurzsichtiges Wesen der Geistlichen seiner Kirche, den er in früheren Jahren in sich gesogen, ward ihm das Verhängnißvolle eines solchen Schrittes, den nur die drängende Macht des Gewissens rechtfertigen kann, vollständig klar. Er sagt von sich: „Ich habe rechtschaffen und seit meinen akademischen Jahren unsträflich gewandelt, ich bin treu gewesen ohne Absichten, ich habe gearbeitet ohne Scheu vor einer Gefälligkeit, ich habe mein Gewissen rein gehalten" und nun wie stand er seinen Freunden, seinem Gönner, dem Grafen Bünau gegenüber? soll er wirklich für eine kurze Zeit ein Heuchler werden? „Der Zwang meiner Sentiments, sagt er, wird mir in Rom Vieles bitter machen." Und Winckelmann trat zuerst, als der Nuntius etwas ungestüm in ihn drang, entschieden zurück; Tag und Stunde waren zweimal vergeblich bestimmt. Er kommt ein ganzes Jahr dem Nuntius nicht über die Schwelle, alle Einladungen helfen nichts.

Inzwischen änderte sich in Winckelmann's äußerer Stellung nichts, er hatte fort und fort zu arbeiten an denselben ihm innerlich so fremd gewordenen Stoffen. Kein Freund, kein Wohlthäter naht sich ihm, um ihm die bescheidene Unterlage einer freien Stellung zu gewähren; seine Gesundheit ward mehr und mehr untergraben. Man nähert sich ihm von Neuem mit gleicher Freundlichkeit ohne Vorwürfe. Andererseits sucht der

protestantische Geistliche von Nöthenitz die Rückkehr Winckelmann's von dem betretenen Wege und seine neue Theilnahme an dem evangelischen Gottesdienste zu einem feierlichen Akte der Kirchenzucht zu benutzen. Da wirkt in ihm die von Pater Rauch adoptirte Betrachtungsweise, die eben so sehr den Anschauungen der Encyclopädisten entsprach: „Der Finger des Allmächtigen, das ewige Gesetz ist unser Instinkt, demselben mußt Du folgen, da ist unsere Bahn gesteckt, dabei die Vernunft als Führerin gegeben. Diesem Instinkte folgen, diese Gaben anwenden, macht den Menschen tüchtig, um der Welt zu nützen, vollkommener, als Christen zum vollkommeneren Christen." Und dieser Instinkt wies unseren Winckelmann nach Rom, in die Welt der antiken Kunst; ihn zu befriedigen, durch ihn der Welt zu nützen, schien kein anderer Weg gegeben. Am 11. Juli 1754 legte Winckelmann den Profeß in der Kapelle des Nuntius ab. Voll ergreifender Macht sind die Worte des Briefes an seinen Freund Berendis, der den Schritt dem Grafen Bünau und damit auch seinen Austritt aus den gräflichen Diensten mittheilen sollte; ihm ist als Motto vorgesetzt: „und da ich's wollte verschweigen, verschmachtete mein Gebein." Es war für Winckelmann bei der durch sein ganzes Leben sich hindurchziehenden Dankbarkeit ein Gegenstand der fortgesetzten Bemühungen, zu dem Grafen Bünau später in ein freundliches Verhältniß wieder zu kommen; er sorgt von Rom aus für seine Bibliothek, nimmt sich auf das Lebhafteste des jungen Grafen und seiner Reisegefährten an und spricht die Verehrung in unverholenster Weise fortwährend aus.

Im Herbst 1754 siedelte Winckelmann nach Dresden selbst über und nahm bald Wohnung bei dem Maler Oeser, mit dem er nun in lebendigsten Verkehr zunächst als Lernender trat. Noch waren jene sich durchkreuzenden Pläne nicht zur Entschei-

dung gelangt. Winckelmann selbst drängte nicht hastig zur Abreise, vielmehr trieb es ihn nun gleichsam Zeugniß abzulegen von den Grundgedanken seines Wesens eine Frucht gezeitigt in so langen Jahren des Ringens und Arbeitens seiner Nation anzubieten. Der Plan einen Cyklus historischer Vorlesungen zu halten, gewiß ein unerhört Neues in jener Zeit, zu dessen Ausführung Freunde sich bereitwillig gezeigt, ward nicht ausgeführt, es ist uns aber ein Aufsatz über den mündlichen Vortrag der Geschichte erhalten, worin seine Gesichtspunkte einer eben so sehr politischen und vor allem biographisch zeichnenden als culturgeschichtlichen Behandlungsweise ausgesprochen sind: „erleuchtete" Kürze, Herausheben des Wesentlichen und Großen bei charakteristischen Einzelzügen werden gefordert. Aber vor die Welt trat Winckelmann mit einer kleinen Schrift „über die Nachahmung der griechischen Kunst in der Malerei und Bildhauerkunst", auf eigene Kosten gedruckt und dem König dedicirt.

Groß war die Wirkung dieser Schrift, sie ging, zunächst für die Dresdener Kreise berechnet, weit über die literarischen Mittelpunkte der damaligen Zeit in Leipzig, Berlin, Hamburg hinaus, in das Französische übersetzt erregte sie bald in Paris Aufsehen. Winckelmann faßte sofort die sich dawider erhebenden Bedenken und die Gründe seiner Gegner in einem Sendschreiben zusammen, in dem man Hagedorn's Feder zu erkennen glaubte, und antwortete selbst auch diesem in den Bemerkungen. Und was war denn dies Neue und zugleich so in sich Sichere und Fertige, was in wenig Monaten das Auftreten einer neuen großen Kraft, das Betreten neuer Bahnen des Geisteslebens ahnen ließ? Die Forderung hatte Winckelmann an sich gestellt und erfüllt, aus den Studien vieler Jahre ein Bändchen von eines Fingers Dicke zu machen, in deutschem gedrängten, eben-

so schwungvollen als gedankenreichen Stile, mit größter Sparsamkeit der Citate über ein Gebiet des Alterthums zu schreiben, nicht dies allein, dieses Alterthum in lebendigste Beziehung zur Gegenwart, zu den eben herrschenden Kunstrichtungen und Ansichten zu setzen, zugleich eindringend technische Vorgänge der Kunst zu behandeln. Es galt den französisch-italienischen Geschmack der Zeit, in dem so eben in Dresden jene Prachtwerke der Architektur, jene Masse der Bildhauerwerke, jene Fülle des Ornamentalen ausgeführt waren, in denen man nur Kunst denken zu können glaubte, den gewaltigen Namen Bernini an der Spitze, mit offenem Visir zu bekämpfen, auf jene Unruhe, Gespreiztheit, Leerheit des Stiles, jenes Muschel- und Kräuselwesen, jene Herrschaft der krummen Linie und der Contraposten, jenes Ueberwuchern des Malerischen auf alle anderen Kunstgebiete hinzuweisen, die Abgeschmacktheit der Allegorien, wie sie vor allem in den Lehrbüchern der Jesuiten ausgebildet waren, darzulegen. Und wohin soll der junge Künstler, wohin die beschauende Gesellschaft nun blicken, wo soll jener seine Muster suchen? Rafael's Name wird damals in Deutschland zum ersten Male obenan gestellt und die eben aufgestellte, von den Kunstkennern sehr kühl betrachtete Sixtina als das Seltenste aller Werke der Dresdener Gallerie genannt. Der große edle Poussin wird ebenso der Landschaft als Muster hingestellt. Nur das Höchste in jeder Art ist zu studiren und zu fassen. Aber in der Plastik müssen wir hinaus über Michel Angelo und die Italiener überhaupt, wir müssen zu der Antike und zwar direkt zu den Griechen, nicht zum römischen Prunkstil. An Laokoon, an jenen Herkulanenserinnen, an jener sog. Agrippina in Dresden ist griechische Plastik zu studiren. Die Plastik ist für Winckelmann das Centrum der bildenden Kunst, da wird im Stoff der Gedanke am vollständigsten und reinsten

ausgeprägt. Edle Einfachheit, stille Größe, wahre Heiterkeit, das sind die charakteristischen Züge der Antike, und gewiß wer aus der Welt des Rococo, des Barockstils in eine Antikensammlung unbefangen tritt, dem werden diese Winckelmann'schen damals zuerst gebrauchten Ausdrücke, auch selbst vor einem Laokoon lebendig werden. Und wenn er weiter sagt: „der Pinsel, den der Künstler führt, soll in Verstand getunkt sein", so will er damit zunächst jenem fa presto, jener Leichtfertigkeit und bloßen Mache des Technikers entgegentreten, er fordert Geist, Gedanken im wahren Kunstwerk. Und weiter spricht er ein Wort, an dem bis heute die ganze moderne Kunst arbeitet: „die Geschichte ist der höchste Vorwurf, den ein Maler wählen kann". „Tragödie und Heldengedicht erheben diesen Vorwurf auf das Höchste".

Mit dieser Schrift waren auf einmal die Pforten einer reinen, großen Welt der Schönheit aufgethan, die man nicht gesehen vor allem Flitterwerk, allem Effektmachen, aller künstlichen Steigerung. Die Griechen und Rafael mit seiner Zeit, überhaupt die Originale gegenüber den Copien waren als Muster, an dem Geschmack sich bilden solle, hingestellt, und nicht weil sie historische Größen sind, sondern weil sie der Natur und ihrem stillen Wirken am analogsten schufen. Erst nachdem Winckelmann dieses ausgesprochen, nachdem er zu einer Sixtina und einem Laokoon die Welt hingeführt hat, konnte eilf Jahr später der sichtende Geist Lessing's in seinem Laokoon die Verschiedenartigkeit der psychologischen Vorgänge in der Auffassung der Plastik und Poesie und damit ihre verschiedenen Aufgaben nachweisen. Wir Deutsche haben unserer Natur gemäß dies Letztere viel rascher begriffen wie das Erstere.

Der Ausspruch des Königs, dem die Schrift dedicirt war:

„dieser Fisch soll in sein rechtes Wasser kommen" war die rechte persönliche Wirkung für Winckelmann selbst. Binnen wenig Monaten in die Reihe der ersten deutschen Schriftsteller eingetreten verläßt Winckelmann 38 Jahre alt seine neue Heimath und tritt am 20. September 1755 seine Reise nach Italien an, um nur kurz vor seinem Tode Deutschland und zwar nicht einmal das nördliche Deutschland, den Sitz der großen Geistesbewegung des vorigen Jahrhunderts, wieder zu sehen. Der Bildungsgang unseres Helden ist vollendet, wir treten ein in die Perioden seiner vollsten freien und überreichen Wirksamkeit auf dem nun klar erkannten Gebiete seiner Begabung, das zugleich ein überhaupt neu entdecktes war. Fragen wir uns, was brachte Winckelmann von diesem langen und langsamen Bildungsweg mit in die neue Welt der Anschauung? Vor allem das Gefühl voller innerer Selbständigkeit, das Bewußtsein des selbst Errungenen, von keinem anderen Erlernten neben einer Breite literarischer Bildung, wie sie kaum ein Lessing, Herder, Goethe aufweisen konnten; weiter die volle Schule deutscher juristischer Historie jener Zeit und das Vorbild geschichtlicher Betrachtung und geschichtlichen Stiles der Franzosen, weiter eine Beherrschung der alten, besonders der griechischen Literatur und Sprache und die wahrhaft geniale Hingabe an die kaum damals genannten Meister Homer, Sophokles, Plato, endlich eine junge aber mit allem Eifer des Lernens erworbene Kenntniß des Technischen und der Durst und Drang im Umgange der ausübenden Künstler die Kunst der Vergangenheit zu studiren; schließlich eine Kraft der Versenkung in ein Kunstwerk, die gleichsam eine Neuschöpfung und künstlerische Reproduktion in der Sprache erzeugte, und eine Begeisterung für das Schöne als ein Höchstes, als eine Offenbarung der Gottheit selbst. In der That war für ihn Kunst

Religion geworden und er ist dadurch eine den Griechen so innerlich verwandte Natur, ein antiker Geist.

Es würde nun unsere Aufgabe sein, unseren Reisenden auf dem Wege durch Tirol, über Bologna, Ancona nach Rom zu begleiten und das ganze reiche Leben des Mannes in den zwölf Jahren bis zu seiner letzten Reise in seinen Hauptzügen zu schildern, doch dazu reicht das diesem Vortrag gesteckte äußere Maß nicht aus. So mögen nur gleichsam die Ueberschriften der einzelnen kleineren Abschnitte genannt und dann in einigen Worten seiner Werke und der bleibenden Bedeutung gedacht werden, auf die sie Anspruch zu machen haben. Wir werden dann an das Sterbelager zu Triest wohl mit dem Eindruck treten, welches hochbedeutenden Mannes Leben hier abgeschnitten ward und welche Erbschaft, aber auch welche Aufgaben von demselben noch zu lösen die deutsche Nation übernommen hat.

Welchen Eindruck hat Rom zunächst auf Winckelmann gemacht? Seine eigene Antwort: „ich glaubte, ich hätte alles recht ausstudirt und nun sehe ich, da ich hinkam, daß ich nichts wußte". „In Rom ist die hohe Schule für alle Welt und auch ich bin geläutert und geprüft worden". Wie gestaltete sich sein äußeres Leben? Wie unabhängig weiß er sich zu seinen Gönnern, zu Archinto, zu Passionei, endlich zu seinem väterlichen Freund Cardinal Alex. Albani zu stellen! Wir sehen ihn zum Scrittore an der Vaticana, dann zum Prefetto delle antichità di Roma aufsteigen. Als „der große Grieche" bewegt er sich frei in den ersten Cirkeln Roms, bei Passionei, Corsini, Giacomelli, Spinelli. Und nun suchen ihn im Wetteifer deutsche junge Adlige, wie die Bünau, Riedesel, Berg, Muzel-Stosch, ja deutsche Fürsten auf und in Männern wie dem trefflichen Herzog von Anhalt-Dessau wird eine wahre Kunstbegeisterung geweckt

und dessen Anschaffungen geleitet. Am liebsten weilen wir mit ihm in jener herrlichen Villa Albani vor den Thoren der Stadt, deren Antikenschätze sich wie von selbst und doch so sinnig geordnet in Park und Haus einfügen, von denen das Auge ausruht auf dem dunkeln Grün der Lorbeerwände, den geschwungenen Linien der Sabinerberge. Wir folgen ihm an das Meeresufer von Porto d'Anzo, hinauf auf das Albanergebirge nach Castel Gandolfo. Doch es zieht uns weiter nach Süden: es gilt nach Neapel zu reisen und dort die Herrlichkeiten des aufgedeckten Herculanum und Pompeji zu schauen, trotz der Eifersucht der dortigen Gelehrten in Portici Studien über die Papyrusrollen zu machen. Und weiter locken die ersten griechischen Tempel von Paestum. Bilder und Berichte von Reisenden melden von den Bauten Siciliens und die Grundzüge der griechischen Architektur entfalten sich vor dem nordischen Gaste. Schon ist der Plan gefaßt zu einer Reise nach Griechenland.

Ein anderes Jahr (1758—1759) ladet uns ein die ächte Wiege des italienischen Kunstgeistes, Florenz aufzusuchen. Neben den Schätzen der Mediceer interessiren uns vor allem mit Winckelmann die reichen Funde etruskischer Gräber, wir lernen durch ihn die sogenannten etruskischen Vasen als ächt griechische erkennen und sie nach Stil und Darstellung fassen. Doch die übernommene Arbeit drängt, es gilt den ungeheuren Bestand der Sammlung des eben verstorbenen Landsmanns aus Preußen, Baron Stosch, an geschnittenen Steinen zu beschreiben und sich in das Detail dieses schwierigen und leicht täuschenden Gebietes der Steinschneiderei zu vertiefen. Und können wir an der anderen kleinsten Gattung antiker Kunstwerke, den Münzen, gleichgültig vorübergehen?

Doch zurück nach Rom und in den Kreis denkender und

hülfreicher Künstler, zu dem geschickten Restaurator und Bildhauer Cavaceppi, zu Casanova, zu Angelika Kauffmann und Maron, die des Freundes Bild in eingehendster Liebe fertigen, zu Rafael Mengs endlich, dem Landsmann, mit dem Winckelmann die Meisterwerke der Malerei studirt und sich in den Urquell aller Schönheit versenkt, und seiner schönen Frau Margaretha Guazzi.

Auf solchen Grundlagen der Anschauung, unter solchem Zusammenwirken anregender Persönlichkeit entsteht Winckelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums (1758 Plan entworfen, 1763 zuerst erschienen, 1767 Anmerkungen dazu, 1768 Vorarbeiten für die Uebersetzung), folgt das auch in der Herstellung seiner zweihundert Darstellungen nach antiken, noch unveröffentlichten Denkmälern, für die Kräfte eines armen Privatmannes bewundernswerthe, italienisch geschriebene Werk der Monumenti inediti (seit 1761 vorbereitet, 1767 erschienen), folgt 1766, der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaft dedicirt, ein Versuch der Allegorie, besonders in der Kunst. Und ringsherum setzen sich als schöne Blüthen jene Einzelaufsätze voll erhabenen Schwunges über einen Torso von Belvedere, über Apollo, über den Antinous, die Anmerkungen über die Baukunst der Alten, über die Betrachtung der Kunstwerke, über die Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, über die Grazie in der Kunst, von beschreibenden und berichtenden Werken gar nicht zu reden. Pläne anderer Art sind seit Jahren zur Ausführung vorbereitet.

Und was hat diesen Werken, besonders seiner Geschichte der Kunst, sofort eine so durchgreifende Wirkung verliehen, was fesselt uns noch heute an ihnen, worin liegt die reiche Aussaat, die hier niedergelegt ist?

1. Winckelmann's erste Forderung an sich war, über wich-

tige Dinge in würdigem Stil zu schreiben, „man soll lernen, wie man würdig seiner und der Nachwelt denken soll.“ Ihm schwebt das Ziel vor, ein Werk in deutscher Sprache zu liefern, ihm, dem in Rom Ansässigen, „dergleichen in deutscher Sprache noch niemals an's Licht getreten ist.“ Er hat der deutschen Sprache in ihrer Prosa, in ihrer Behandlung wissenschaftlicher Dinge, Gegenstände des Geschmackes, der anschaulichen Schönheit Rythmus, Würde und Kürze verliehen. Er hat die deutsche Gelehrtenpedanterie als „eine schändliche Seuche, die das Gehirn der Gelehrten mit übeln Dünsten erfüllte und ihr Geblüt in fieberhafte Wallung brachte“, bekämpft, wo sie ihm begegnete, und vor Allem in sich überwunden.

2. Winckelmann hat allerdings unter dem Vorgange geistreicher Aperçus der Franzosen und gründlicher Einzelarbeiten eines Caylus eine Geschichte der Kunst überhaupt und speciell des Alterthums als Aufgabe klar gefaßt und mit bewundernswerther Sicherheit durchgeführt. Er hat sie als eine Seite der Gesammtgeschichte der Menschheit erkannt und behandelt; er hat speciell die Kunst als eine Blüthe der Nationalbildung unter die äußeren Bedingungen überhaupt eines nationaleu Lebens gestellt, er hat ihren inneren Kern, den Gradmesser ihrer Eigenthümlichkeit in dem Stile, d. h. der die Kunstidee ausprägenden Kunstform erkannt und zuerst den strengen, hohen, schönen Stil geschieden. Die Verhältnisse der nationalen Stilentwickelung bei Aegyptern, Etruskern, Griechen und Römern sind heutzutage allerdings bei der Eröffnung ganz neuer monumentaler Kreise anders und richtiger gefaßt, die Grundzüge hat Winckelmann uns gegeben.

3. Winckelmann hat die Betrachtung der einzelnen Kunstdenkmäler methodisch geübt, die Scheidung griechischer

Originale, römischer Copien wird angestrebt. Vor Allem tritt ein neues und zwar ein in seiner überwältigenden Wahrheit immer mehr nach ihm erkanntes Princip der Erklärung ein: die in Plastik und Malerei der Alten gegebenen Darstellungen, wenn sie nicht beanspruchen, Porträts zu sein und ausdrücklich Historisches festzuhalten, schöpfen aus derselben Quelle, aus welcher die antike Poesie geschöpft hat, aus der des Mythus, der nationalen und religiösen Sage.

4. Winckelmann hat mit dem Versuche der Allegorie zwar ein von der neuen Kunst gar sehr verpöntes Wort gebraucht, aber in der Sache einen Gegenstand wichtigster Art behandelt, die Nothwendigkeit einer bestimmten Sprache der Kunst. Das Alterthum besaß dieselbe, die auf seiner Erfassung der Naturformen und seiner religiösen Betrachtungsweise beruhte, das kirchliche Mittelalter ebenfalls, die moderne Zeit entbehrt einer solchen, schwankt hin und her und sucht sie bald da bald dort; daß sie sie entwickeln muß vor Allem im Gebiete der Plastik und Architektur und daß sie sie nur im Gemeingut der wahren modernen Bildung, die aus den drei Quellen Alterthum, Christenthum, germanische Nationalität entspringt, finde, das ist leichter allgemein zu erkennen, als künstlerisch durchzuführen.

Es war nicht Winckelmann's Absicht gewesen, als er die Reise nach Rom antrat, Rom fortan zum ständigen Aufenthaltsorte zu machen, vielmehr lag es im Plane des kursächsischen Hofes ihm dann eine Stellung in Dresden als Aufseher der Antiken zu geben. Jedoch bald nach Winckelmann's Abreise brach der siebenjährige Krieg aus und Sachsen, besonders Dresden, mußte darunter unsäglich leiden; so konnte Winckelmann schon zufrieden sein, daß ihm sein Jahrgehalt von zweihundert Thalern, später die Hälfte, nach den erst in Aussicht genommenen zwei Jahren fortgezahlt wurden. Ende des Jah-

res 1763 starb schon nach wenigen Monaten einer trefflichen Regierung der Kurprinz Friedrich Christian, an den Winckelmann seine Mittheilungen über Herculanum und Pompeji gerichtet, dem er seine Geschichte der Kunst gewidmet. Anträge aus Berlin kamen nun an ihn, wie solche aus Braunschweig, doch ohne Erfolg. Während man von Berlin noch knauserte mit der Höhe des Gehaltes, ward es Winckelmann wohl mehr und mehr klar, daß Bande der edelsten Freundschaft und Dankbarkeit ihn in Rom, besonders an Cardinal Albani fesselten, daß er nur hier ganz unabhängig sein könne und endlich, daß die römische Natur und die Welt der Denkmale, die Nähe der großen neuen Fundstätten der Kunst ihm für seine Studien, für seine neuen, immer an einander sich reihenden Plane von Jahr zu Jahr unentbehrlicher wurden. Doch seine Heimath wiederzusehen, den alteu Freunden nun als der gereifte, anerkannte Mann mit alter Gesinnung entgegenzutreten, die neuen herzlichen Beziehungen zu Besuchern Roms, besonders zu dem trefflichen Fürsten von Anhalt-Dessau zu erneuen, vor Allem über eine würdige neue Ausgabe seiner Geschichte der Kunst in französischer Sprache mit einem Franzosen in Berlin zu verhandeln, dieser Plan ward festgehalten und kam endlich im Frühjahr 1768 zur Ausführung; er gedachte dabei über London und Paris zurückzukehren. Immer neue Hindernisse schienen sich entgegen zu stellen, und in dem letzten Briefe an seinen Freund Franke in Nöthenitz weist er auf „den Ort der Ruhe“ hin, wo sie sich wiedersehen werden, wohin er als leichter Fußgänger, wie er in die Welt gekommen, gehen werde; er weiht Thränen „der hohen Freundschaft, die aus dem Schoße der ewigen Liebe kommt.“

Und er sah seine Freunde in der irdischen Heimath nicht wieder. Schon der Eintritt in die Tiroler Berge, die ihn auf

der Reise nach Rom begeistert, wirkte für ihn auf das Stärkste niederdrückend. Vergeblich strebte er in Augsburg, München, Wien eine tiefe Melancholie zu bemeistern, die ihn wie mit magischen Banden wieder nach Rom zog, er gab die Weiterreise auf und kehrte allein, ohne seinen Reisegefährten Cavaceppi, nach dem Süden, zunächst nach Triest um. Der Instinkt seiner Natur, diese dunkle Stimme, die ihn durch alle entgegenstehenden Verhältnisse geführt, der zu folgen er einst sich im Conflikt mit seiner religiösen, immer protestantischen Grundstimmung getrieben fand, führte ihn wahrhaft tragisch wie wehrlos in die Schlingen eines gemeinen habgierigen Bösewichtes, der ihn nach mehrtägigem Verkehr im Gasthofe zu Triest in seinem Zimmer am Schreibtische überfiel, auf dem er eben seine literarischen Anordnungen über die neue Ausgabe der Kunstgeschichte aufzeichnete. Aus derselben Nation, unter der er allein noch leben zu können glaubte, erstand ihm der Mörder Arcangeli. So ist er am 8. Juni 1768 den Wunden, die man ihm versetzt, erlegen und auf dem Kirchhofe von San Giusto beigesetzt. Nach mehr als funfzig Jahren ward ein Denkmal dort ihm errichtet, während seine Gebeine schon längst in das allgemeine Beinhaus mit anderen gewandert waren.

So ruht er denn an der Gränzscheide dreier Länder, noch auf deutschem Boden, der Sohn der nordischen deutschen Mark, den Blick hinüber gerichtet nach Venedig, nach Italien, wohin ihn das Schiff führen sollte, wo er seine zweite Heimath gefunden, aber auch an der Gränze des Ostens, vor den Pforten Griechenlands, wohin noch zu gehen das Ziel seiner Wünsche war, das er leiblich zwar nie geschaut, aber dessen schönste Blüthe in Literatur und Kunst ihm sich erschlossen, durch ihn seiner Mitwelt und uns, seinen Epigonen, dargereicht ist. Was

er uns hinterlassen hat als reiche Erbschaft, was wir heute gerade ein Jahrhundert nach seinem Tode voll zu beherzigen haben, sind nicht vor Allem die Massen des von ihm Erkundeten, zuerst Beschriebenen, ist nicht das Fachwerk einer neuen Wissenschaft, es ist das Leben eines in das Anschauen der Schönheit versenkten Geistes, der diese Schönheit Anderen zu eröffnen, zu deuten verstand, ist die erziehende Macht der Kunst, die über den Geschmack der Gegenwart und des einzelnen Subjektes hinaus immer zurückführt zu den großen Meisterwerken des sechszehnten Jahrhunderts und zu der Kunst der Griechen, die nicht allein an dem Reize der äußeren Erscheinung haften bleibt, sondern von der Formen- und Farbenwelt auch zu den beseelenden Ideen und zu dem schöpferischen Geiste vordringt, dessen Wesen es ist, schön zu bilden wie sittlich zu handeln und wahr zu denken.

Berlin, Druck von Gebr. Unger (C. Unger), Königl. Hofbuchdrucker.